

---

# Herder Korrespondenz

---

Heft 4  
30. Jahrgang  
April 1976

---

*Der absolute, selbst seine Vergangenheit tilgende Tod des Wortes „Gott“ wäre das von niemandem mehr gehörte Signal, daß der Mensch selbst gestorben ist.*

*Karl Rahner*

## Wird die Frage nach Gott verdrängt?

Es ist nicht modern, von Atheismus zu reden, und es gehört zum guten Ton, von Gott zu schweigen. Zwar gibt es immer wieder Umfragen, in denen ein ganz erstaunlich hoher Prozentsatz der Interviewten auf die Frage, ob man an Gott glaube, mit Ja antwortet. Doch würde wohl die Mehrzahl der Befragten in arge Verlegenheit kommen, wenn jemand von ihnen wissen wollte, was sie damit meinen. Nun ist es gewiß noch kein Nachteil, wenn jemand auf die Frage nach seinem Glauben an Gott keine Antwort im Sinne bündiger Selbstsicherheit parat hat. Wenn aber andererseits die Reste eines religiösen Bewußtseins bis zur Unkenntlichkeit in die Anonymität versinken und sich überhaupt nicht mehr artikulieren können, ist der Weg zur Gleichgültigkeit in Glaubensfragen überhaupt nicht mehr allzuweit – zumal wenn dieser Weg zusätzlich dadurch geebnet ist, daß das Thema gesellschaftlich in einen Tabubereich abgedrängt wird. Man mag das dann noch als eine Form von „Gottesscham“ (*Thomas Mann*) betrachten, die dem Gegenstand gemäßer ist als viele große Worte; genauso gut kann man es aber als latenten Atheismus oder Agnostizismus bezeichnen – wobei hier die Grenzen fließend werden. „Die Aussparung der Frage nach Gott liegt mit der Leugnung Gottes – die allerdings ganz ohne Eifer, mit der urbanen Indifferenz einer inhaltsleeren Toleranz betrieben wird – beinahe kongruent“ (*Jean Améry*). Es scheint, daß eine derartige Haltung der Gleichgültigkeit zumindest eine Signatur der Gegenwart ist. In schockierender Prägnanz hat sie der eben zitierte Jean Améry für sich formuliert: „Will ich wissen, wer Gott ist? Es tut mir leid: nein.“

### Gott nur in philosophiehistorischen Darstellungen präsent...?

Ein höflich dokumentiertes Desinteresse dieser Art ist sicher eine schärfere Herausforderung für jeden religiösen Glauben als eine kämpferische Bestreitung – die ja auch

noch in der Negation mit ihrem Gegner eine gemeinsame Sache hat. Gleichwohl bestimmt dieses Desinteresse weit hin das geistige Klima. Die Kontroversen um die Gottesfrage im Denken von *Karl Jaspers* oder *Martin Heidegger* scheinen gegenwärtig fast ebenso in Vergessenheit zu geraten wie die Auseinandersetzungen im französischen Denken um einen Existentialismus atheistischer (*Jean Paul Sartre*) oder christlicher Spielart (*Gabriel Marcel*). Der leidenschaftlichen Forderung von *Albert Camus* nach dem „Heiligen ohne Gott“ steht heute im Strukturalismus ein Menschenbild gegenüber, für das der Mensch nur eine unbedeutende Episode in der Naturgeschichte ist – in einem suggestiven Bild: eine in den Sand gezeichnete Figur, die der Wind verwischen wird (*Michel Foucault*). Die Wirklichkeit als ganze, ihre Herkunft und ihr Ziel, der Sinn der Geschichte, Wesen und Bestimmung des Menschen – diese Themen, die in der Tradition des Denkens im Zusammenhang der Frage nach Gott Gegenstand der Philosophie waren, sind vielfach durch erkenntnistheoretischen Scharfsinn verdrängt worden. „Gott ist allenfalls als Objekt philosophiehistorischer Darstellungen präsent“ (*Richard Schaeffler*).

Man kann sicher nicht sagen, von diesen Entwicklungen sei nur das intellektuelle Klima unseres Kulturbetriebs geprägt. Sie bestimmen wahrscheinlich das alltägliche, unreflexive Bewußtsein und Verhalten des Zeitgenossen nachhaltiger, als man es sich vorstellt. Die Frage nach einem Absoluten, nach Transzendenz dagegen scheint kein Publikum zu finden. Gibt es bedeutsame Literatur, die sich – affirmativ oder kritisch – dem Thema verschreibt? Finden sich Spuren in der öffentlichen Meinung, daß jemand von diesem Gegenstand umgetrieben ist?

In den offenen westlichen Gesellschaften ist die Indifferenz wohl auch darin begründet, daß sie als „pluralistisches Prinzip“ gewissermaßen in die Verfassung der Gemeinwesen eingegangen ist. Das hat geschichtlich seine Ursache darin, daß man wegen der Zerstrittenheit der reli-

giösen Bekenntnisse und ihrer potentiellen Sprengkraft das Zusammenleben auf eine davon unabhängige Basis stellen mußte. Seitdem ist der Staat nicht mehr „Hüter“ letzter Wertvorstellungen, sondern Garant für Freiheit und inneren Frieden. Diese Entwicklung brachte zwar einerseits einen entscheidenden Fortschritt für die Freiheit des einzelnen und religiöser Gemeinschaften (sowie für deren Glaubwürdigkeit), leistete aber dem Mißverständnis Vorschub, menschliches Leben überhaupt könne ohne jede „letzte“, nämlich religiöse Begründung sein. In Wirklichkeit lebt aber gerade eine freiheitlich verfaßte Gesellschaft davon, daß „letzte Werte“ in sie eingebracht und in ihr gelebt werden. Insofern ist das pluralistische Prinzip viel eher Chance als Bedrohung für religiöses Engagement. Dagegen muß die Zunahme von geschlossenen, totalitären Regimen – vielfach mit atheistischer Staatsideologie – als Herausforderung für alle gelten, die sich nicht damit zufriedengeben wollen, daß der Mensch im „Bestehenden“ aufgeht, die vielmehr der religiösen Überzeugung sind, daß der Mensch in eine Dimension hinein offen ist, die keine Macht der Welt „füllen“ kann – und darf. Insofern aber diese Dimension der menschlichen Bestimmung nicht völlig unabhängig von den Bedingungen, denen sie unterworfen ist, gelebt werden kann, wird hier eine politische auch zu einer religiösen Gefahr. Damit ist nicht bestritten, daß gerade religiöse Überzeugungen besonders widerstandsfähig sind gegen staatliche Repression. Trotzdem wird man etwa die Zukunft einer jungen afrikanischen Kirche in einem totalitär antireligiösen System weniger optimistisch beurteilen müssen als in einem freiheitlich eingefärbten. Es zeigt sich jedenfalls gerade an diesem Punkt, daß Probleme der „alten“ Welt – importiert oder nicht – mehr oder weniger verändert in der Dritten Welt wieder auftauchen.

### ... trotz beschworener religiöser Aufbrüche?

Diesem Zeitbefund stehen aber Tendenzen gegenüber, die in eine ganz andere Richtung weisen. Von mancher Seite wird eher „religiöser Aufbruch“ denn „Atheismus“ für die Signatur unserer Zeit gehalten. Tatsächlich sind seit einigen Jahren erstaunliche Phänomene zu registrieren, in denen sich Protest gegen die moderne positivistisch-technologische Rationalität und eine Zuwendung zu ursprünglich religiösen Einstellungen und Vollzügen anmeldet. Charakteristisch für diese „neue Religiosität“ ist eine Offenheit für „Transzendenz“, die nicht rational vermittelt ist, sondern auf ekstatisch-irrationalen Ich-, Gemeinschafts- und Weltgefühlen basiert. Allen diesen neueren Bewegungen – sei es innerhalb oder außerhalb der überlieferten Religionen – ist der „Primat stimmungstragender Erfahrbarkeit und Erlebbarkeit“ (Bernhard Grom) gemeinsam. Zu erinnern wäre etwa – wenn man einmal von „ekstatischen“ Elementen der gesamten Pop-Kultur absehen will – an den doch recht erheblichen Zuspruch, den die aus Asien kommenden (freilich oft nach westlichem

Muster kommerzialisierten) religiösen Einflüsse gefunden haben und teilweise immer noch finden. Auch wo man sich entsprechenden Gruppen nicht institutionell anschließt, läßt man sich doch von der Art ihres religiösen Lebens, vor allem ihrer Meditationspraxis, beeindrucken. Dabei fand das größte Interesse ohne Zweifel die Zen-Meditation, in der vielfach eine Befreiung von den durchrationalisierten Zwängen der gesellschaftlichen Lebens- und Arbeitswelt und eine Rückkehr zu sich selbst, aber auch zum „Urgrund“ des Lebens (was immer man sich darunter vorstellt) gefunden wird. Man sucht Spontaneität, Kreativität, Sensibilität, Gemeinschaftsfähigkeit und Bewußtseinsweiterung – was man im westlichen Christentum nicht mehr zu finden scheint. Dieses gilt vielmehr als Teil des fragwürdig gewordenen „Alten“, das die Suche nach neuen Sinnerfahrungen provoziert hat.

Andererseits verstehen sich aber manche dieser Wege – wie die Zen-Meditation – durchaus nicht als Konkurrenz zu Christentum und Kirche und werden deshalb von ihren Adepten in ihr kirchlich-religiöses Leben integriert, ohne etwa gruppenbildende Effekte zu zeitigen. Dies ist in staunenswertem Ausmaß innerhalb der christlichen Kirchen, neuerdings auch der katholischen, einer „pfingstlerisch“ inspirierten Spiritualität gelungen. Es haben sich Gemeinschaften gebildet, die von den einen für eine große religiöse Hoffnung, von den anderen für eine schwärmerisch-esoterische Sache gehalten werden. Gemeinsam ist diesen Richtungen die Berufung auf eine unmittelbare Erfahrung des pfingstlichen Gottesgeistes, die sie in einem intensiven Gemeinschaftsleben, in erster Linie in meditativen oder auch enthusiastischen, den „Eingebungen“ des einzelnen Raum lassenden Gottesdiensten realisieren. Sicher darf man diese Gruppen nicht allein von ihren extremen Erscheinungen her, wie dem Zungenreden oder dem Anspruch auf die Gabe der Krankenheilung, bewerten, und man muß zugestehen, daß in ihnen da und dort etwas von der urchristlichen Erfahrung des Geistes lebt: als Freude und Optimismus, die manchen anstecken; in der „spontanen“ Gestaltung der gottesdienstlichen Feier; in der Spiritualität. Doch sollte man auch ihre mögliche „Schlagseite“ nicht übersehen; der Anspruch auf „Inspiration“ kann gefährlich schnell in Selbstbestätigung umschlagen, die Geisterfahrung kann sich selbst genügen und darauf verzichten, sich anderen gegenüber auszuweisen und auch sich selber kritisch gegenüberzutreten. Das Gespräch mit dem denkenden Menschen von heute, der vielleicht nach dem Grund unserer Hoffnung fragt (vgl. 1 Petr 3, 15) – oder eben auch nicht mehr fragt –, wird dann unmöglich.

Problematisch ist wohl an allen Phänomenen, die unter dem Stichwort „neue Religiosität“ zusammengefaßt werden, eine *Partialisierung* des Religiösen. Die Religion wird zu einer Provinz im menschlichen Leben, oft genug zu einem Fluchtraum, in den man sich vor den Fragen der Zeit zurückzieht, um sich von den Schwierigkeiten des profanen Lebens zu erholen. Das kann alles legitim sein – nur

die Gottesfrage kommt dann so recht nicht in den Blick. Denn in ihr geht es nicht um eine religiöse Sonderwelt, sondern um das Ganze der Wirklichkeit. Der Glaube an Gott darf sich deshalb der freien Luft der geistigen Auseinandersetzung nicht entziehen – mag das Klima noch so rauh sein.

## Verkennen Theologie und Kirche die Situation?

Diese „raue Luft“ hat auch in der Theologie Spuren hinterlassen. Wenn auch nicht die tiefsten, so doch die sichtbarsten hat die „Gott-ist-tot-Theologie“ markiert. Sie hat sich nicht darauf beschränkt, „negative Theologie“ zu entwerfen, sondern ist gleich zur Negation der Theologie fortgeschritten. Sie wird heute als der zum Scheitern verurteilte Versuch gelten müssen, sich an die Vorurteile der Zeit anzupassen, um sich vor ihren Anfragen in Sicherheit zu bringen. Die „meist anspruchslosen Gags der Gott-ist-tot-Theologie“ (Wolfhart Pannenberg) haben höchstens den Kritikern der Theologie Argumente geliefert, weil man sah, daß „Gott“ an der Denkfaulheit der Theologen zu sterben drohte. Einfluß dürfte diese Richtung aber durch ihre starke Konzentration auf die Christologie gewonnen haben. Die Parole hieß damals ja: Gott ist tot, es lebe Jesus. Man ging von der Illusion aus, daß man den Anspruch Jesu und seiner Botschaft halten könne ohne den beschwerlich gewordenen Gottesglauben. Dagegen hat nun aber die seriöse Theologie gezeigt, daß auch die Berufung auf Jesus in der Luft hängt, wenn man den Gott Israels eliminiert, von dem er sich gesandt wußte und den er seinen Vater nannte. Dadurch hatte sich die Konstruktion der Gott-ist-tot-Theologie erledigt, nur schien sich seitdem die Theologie im wesentlichen dabei zu beruhigen, daß man an Jesus den Glauben an Gott sozusagen „festmachen“ konnte. Daraus ergab sich wohl die starke Profilierung der christologischen Arbeit, der gegenüber die denkerische Verantwortung des Glaubens an Gott – bedenkt man das Gewicht der Gegenposition – zu stark in den Hintergrund getreten ist (vgl. das Interview mit Prof. Welte, ds. Heft, 192ff.).

Vielleicht könnte das mit ein Grund dafür sein, daß es manchmal scheint, als fehle der Kirche das Instrumentarium, mit dem sie sich in der geistig-gesellschaftlichen Auseinandersetzung bewähren kann. So ergibt sich der Eindruck, daß sich in der Kirche relativ viel – dem einen zuviel, dem anderen zuwenig – tut, daß vielleicht sogar Betriebsamkeit herrscht, daß das alles aber nicht den Nerv dessen berührt, was „draußen“ geschieht. Und so wirkt die Kirche für viele unsicher, zwischen Angst und Zuversicht, zwischen Auftrumpfen und Verzagttheit. Es wird zwar viel geredet, aber zu selten und zu wenig „ansteckend“ von Gott.

Besonders zeigt sich das in der Verkündigung, bei der im Überangebot an wichtigen Themen der eigentliche Brenn-

punkt oft genug aus dem Auge gerät. Freilich – was in dieser kurzen Zeit vom Verkündigenden erwartet wird, ist, strenggenommen, von niemandem zu bewältigen. Eine sorgfältig den Text exegetisch und theologisch für das Verständnis der Hörer erschließende Auslegung ist wichtig, eine auf die geistliche und gesellschaftliche Situation der Gemeinde konzentrierte, aktualitätsbezogene Ansprache mag bisweilen geboten sein, und Orientierungshilfe zu mehr Menschlichkeit im praktisch-alltäglichen Leben ist bestimmt auch oft „Wort Gottes“. Nur müßte – gleichsam in einem zweiten Schritt – all das noch einmal geöffnet werden auf die Frage nach Gott, und zwar im Kontext und der Atmosphäre ihrer Verdrängung. Das heißt aber: ein demonstratives „Anpredigen“, das diese Atmosphäre nicht im Blick hat, genügt ebensowenig wie ein Ausweichen in unverbindliches Geplauder. Die Versuchung, sicherheitshalber in den dogmatischen Traktat „De Deo uno“ zu verfallen, wäre ebenso abzuwehren wie die, bei der Taufe nur von der mangelnden Kinderfreundlichkeit unserer Gesellschaft und am Weltfriedenssonntag nur von der UNO zu predigen.

## Sich wieder mit den Mitteln des Denkens stellen

Jede Predigt steht im Grunde vor der Herausforderung, vor der das Christentum und jede religiöse Überzeugung heute stehen. Da diese Herausforderung – nicht nur, aber doch entscheidend – den Charakter der Gleichgültigkeit hat, wird die Antwort weniger um „Bekennermut“ – wie einem kämpferischen Gegner gegenüber – bemüht sein müssen als vielmehr um die Kraft zu überzeugen. Daß dazu rationales Rasonieren allein nicht genügt, versteht sich, daß es ohne die Anstrengung des Denkens auch nicht geht, ist aber ebenso evident. Es wäre deshalb fatal, wenn Kirche und Theologie auf die schlechte Alternative rational (moderne Welt) – übrational (Gott) hereinfallen würden. Wenn Gott die alles bestimmende und tragende Wirklichkeit ist, muß er auch – wenn auch nicht nur – etwas mit dem Denken zu tun haben. Und wenn der Atheismus als Theorie entstanden ist, bevor er zur – zumindest scheinbaren – Alltagshaltung geworden ist, muß man sich dieser Theorie auch mit den Mitteln des Denkens stellen.

Da der Atheismus von seinen Anfängen her immer emphatisch für sich die Rolle des Bewahrers der Würde und der Freiheit des Menschen gegenüber der „Fremdbestimmung“ durch Gott reklamiert hat, wird gerade dieser Anspruch immer wieder zu prüfen sein. Hat es sich nicht gezeigt, daß der Mensch „angelegt“ ist auf etwas Absolutes – und daß er also gleichsam „gezwungen“ ist, eine endliche Größe zu verabsolutieren, wenn er den Glauben an ein absolutes Gegenüber verliert? Das kann die Vorstellung von der Geschichte als Prozeß der Selbstemanzipation der Menschheit sein oder die Selbstbewegung der Natur oder die befriedete und befreite kommunistische Gesellschaft oder einfach der Besitz oder die Macht. Daß die Verabsolutierung

lutierung einer endlichen Größe zur Unmenschlichkeit führt, hat sich erwiesen. Darf das als Beweis dafür gedeutet werden, daß stimmt, was der Glaube an Gott behauptet, „daß vom Menschen reden bedeutet von Gott reden, daß aber Gott weder Welt noch Menschheit, noch Zukunft meint, sondern die transzendente, unwelthafte, ungegenständliche, alles bestimmende Wirklichkeit, das unsagbare Geheimnis unserer selbst, aus dem wir kommen, durch das wir leben, auf das hin wir unterwegs sind“ (*Heinrich Fries*)?

Auch andere menschliche Grunddaten sprechen für diese Offenheit des Menschen in das Geheimnis hinein: die Freiheit, das Urvertrauen, das ihm die Annahme seiner selbst ermöglicht, die Verantwortung, die Fähigkeit zum

Danken. Vielleicht könnte man diesen ethischen Ausgangspunkt noch erweitern und zeigen, daß der Glaube an Gott auch über Natur und Geschichte, über die Wirklichkeit im Ganzen etwas zu sagen hat, was sich im „Streit der Interpretationen“ durchaus messen kann mit Atheismen und Agnostizismen – daß für die Glaubenden also zu Resignation und Minderwertigkeitskomplexen ebenso wenig Anlaß besteht wie zu selbstzufriedener Sicherheit. Damit wäre für ein glaubwürdiges Reden von Gott allerdings erst die Hälfte geleistet. Der bedeutende amerikanische Theologe *Carl Michalson* hat über das Wort „Gott“ gesagt: „That’s what the word does – it doesn’t point to a thing, but creates a situation.“ Daß das Wort „Gott“ so gesagt wird, daß es die Situation verändert, darauf käme es wohl an.

*Hans Georg Koch*

## Kirchliche Vorgänge

### Nachhutgefechte zur Liturgiereform

Obwohl sich am ersten Fastensonntag dieses Jahres am gottesdienstlichen Geschehen in den allermeisten katholischen Gemeinden kaum etwas oder gar nichts änderte, ist die endgültige und verpflichtende Einführung des Neuen Römischen Meßbuches gerade im deutschen Sprachraum auf beträchtlichen Widerstand gestoßen. Offenbar hatten sich diejenigen getäuscht, die meinten, mit dem Abflauen allzu persönlich gefärbter gottesdienstlicher Experimente und der insgesamt erstaunlich problemlosen Annahme der im Grundsatz vom Konzil beschlossenen und bereits seit 1969 provisorisch praktizierten neuen Meßordnung herrsche nun im Bereich Liturgie endgültig Ruhe. Traditionalistengruppen, durch die Vorgänge um das schweizerische *Ecône* (vgl. HK, Februar 1976, 64ff.) offenbar bestärkt, meldeten sich mit schrillum Protest zu Wort, stellten ihre Sympathisanten gar vor die Wahl, der als „häretisch“ betrachteten Meßordnung Pauls VI. und dem Zweiten Vatikanum zu folgen oder „katholisch“, was hieß „tridentinisch“, zu bleiben. Das Wort von den „Altgläubern“ machte die Runde, vom

drohenden Schisma war die Rede. Vor den Domen in München und Köln kam es zu Protesten, vor letzterem gar mit dem Argument, sogar gläubigen Muslimen stünde der Kölner Dom zur Verfügung, nur ihnen, den Anhängern der alten Meßordnung, des „Missale Pius’ V.“, nicht – und das gerade in dem gewiß nicht in modernistischem Ruf stehenden Köln. Liebhaber des Lateins, des gregorianischen Choralis und der klassischen polyphonen Kirchenmusik sahen sich um das Kulturerbe und die Frömmigkeit von Jahrhunderten betrogen, und selbst aus Richtungen und Presseorganen, aus denen man es nicht vermutete, regnete es Kritik und Vorbehalte auf die Bischöfe.

In der „FAZ“ (20. 2. 76) war in einem einschlägigen Beitrag zum Thema – übrigens von einem Mitarbeiter, von dem man theologische und kirchliche Informiertheit erwarten mußte – von „unerklärlicher“ Härte die Rede; die Bischöfe wurden gar beschuldigt, sie hätten „fast blind den Streit geschürt“. Sie, die Bischöfe, erschienen plötzlich als Traditionsverächter. „Muß“, so konnte man in dem gleichen Beitrag

lesen, „unbedingt die katholische Kirche der Versuchung erliegen, das Neue schon als das Bessere zu loben“? Umgekehrt richtete der Generalvikar der Erzdiözese München nicht nur eine generelle Warnung gegen die weitere Benutzung der alten Meßordnung an die Dekane seines Bistums, sondern forderte diese ausdrücklich auf, Zuwiderhandelnde dem Ordinariat zu melden. Zu der sonst eher liberal-katholischen bayerischen Art schien das ganz und gar nicht zu passen. Aber gerade im bayerischen Bereich scheint unter Gebildeten und Frommen nicht nur der Widerstand gegen die neue Meßordnung, sondern der Hang zu Erneuerung vorkonziliarer Frömmigkeit besonders ausgeprägt zu sein.

#### Woher kommt der Widerstand?

Es ist nicht so leicht auszumachen, woher dieser Widerstand jeweils kommt und wieweit er verbreitet ist. Im wesentlichen sind es wohl drei Gruppen von durchaus unterschiedlicher Tendenz und Bedeutung. Die erste und radikalste – nur in ihrem Zusammenhang kann von Schisma überhaupt geredet werden – bilden tradi-